

Marco Aldag

BOOKS4SUCCESS

MIDLIFE

CRISIS

nicht mit mir!



Der Männer-Ratgeber mit
fesselnden Anekdoten aus New York

mein Container mit den Möbeln angeschippert ist und ich eine Wohnung gefunden habe. Die Wohnung ist schön – nun ja, klein eben. Aber es gibt ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer, drei Einbauschränke und einen Fernseher. Der Fernseher ist so groß wie eine Werbe-LED-Tafel am Times Square – wenn er läuft, haben die Personen im TV Köpfe, so groß wie ein Wagenrad, die Zähne sind so weiß wie Toiletten-Porzellan, die Haut der Personen, die irgendetwas präsentieren oder die Zuschauer begrüßen, ist faltenfrei wie Lack und die Haare so schön – so schön wie Barbie und Ken, nur noch viel schöner. Was das wohl kostet?

So ein Fernseher ist preislich vergleichbar mit dem von Aldi. Nicht viel also. Die Technik in den USA ist unserer ein bisschen voraus – sehnen sich Deutsche noch nach LED-Technik, so ist hier die Kombination aus LED und LCD angesagt, 3D ist eine Selbstverständlichkeit. Dabei hinken die USA ihrerseits technisch hinter Japan her. Denn dort in Shibuya sind selbst die Plakatwände schon mit 3D-LED-LCD-HD-Kristallen ausgestattet.

In New York hat man dafür in der Wohnung schon zwei oder auch drei TV-Geräte – die alle zugleich eingeschaltet sind. Die Fernseher werden niemals ausgestellt oder auf Standby geschaltet, genauso wie das Airconditioning in jedem Raum ständig läuft. Und in jedem Zimmer läuft natürlich ein anderes Programm.

Die Kosten, so viel kann ich schon jetzt verraten, sind so hoch, dass inzwischen viele New Yorker nicht mehr alleine wohnen, sondern als Roommate irgendwo untergekommen sind. Außerhalb Manhattans, etwa in Brooklyn oder Queens, beträgt die Stromrechnung locker 300 bis 500 Dollar im Monat. Ein Amerikaner schränkt sich eher bei der Wohnfläche ein, als dass Fernseher und Airconditioning auch nur für eine Stunde mal nicht laufen würden! Anders als in Deutschland werden hier elektronische Geräte auch eher ausgetauscht. Ein Fernseher wird einfach bei dem nächsten Mülltransport auf die Straße gestellt – es gibt zu viele, die sich die Dinge nicht leisten können und sich bedienen. Die Angebote der Technikkaufhäuser überfluten den Hauseingang – in Manhattan kommt man ohne Hausschlüssel nicht an die Briefkästen. Werbeprospekte werden, genau wie Tageszeitungen, einfach in regedichte Folie geschweißt und vor die Eingangstüren geschmissen. Zeit ist Geld, und auf diese Weise muss der Zusteller nicht vor jedem Haus anhalten – er bleibt einfach auf dem Gehsteig stehen und wirft eine passende Anzahl von Werbeprospekten vor die Haustür.

Hinzu kommen Feiertage wie Presidents' Day, Valentine, Easter, Father's und Mother's Day, Memorial Day, Thanksgiving, Independence Day, Labor Day oder sogar Super Bowl und selbst Christmas, die eigentlich nur als Anlass genommen werden, einen mit besonderen Shopping-Angeboten dazu zu verlocken, sich wieder einmal für ein neues TV-Gerät, einen Computer, ein neues Handy oder eine Kaffeemaschine zu entscheiden. Die Lust auf Technik ist in den Staaten einfach größer – gerne wird auch mal ein Angebot einfach spontan mitgenommen und ausgetestet. Egal ob Xbox oder Nintendo, Wii und PlayStation ... warum nicht einfach alle diese Geräte besitzen?

Genauso ist in einem guten amerikanischen Haushalt die Küche mit allen nur

erdenklichen Geräten ausgestattet. Es gibt nichts, was es nicht gibt: Da ist ein Milchshaker, ein Vitamin-Shaker, ein Shaker für Obst und Gemüse – für Suppen zum Quirlen und vieles mehr. In Europa wird die Kitchen Aid als Allheilmittel angepriesen – in den Staaten kostet sie nur ein Drittel, weil sie einfach nicht für alle Funktionen benutzt wird und die gesamte Kollektion an Küchengeräten lediglich ergänzt, aber keinesfalls ersetzt! Fragt man einen US-Bürger, ob im Haushalt nicht das eine oder andere Gerät entsorgt werden könne, erntet man Unverständnis. Ohnehin erscheint es unbegreiflich, wie die Europäer es schaffen zu frühstücken, ohne mindestens einen Quirl, drei Messer, zwei Pfannen, einen Mehlschüttler und Berry-Enteiser, dazu noch Saftpresse und Vitamin-Gras-Schneider, Milchquirl und zusätzlich noch Förmchen, Quittenschneider, Eitrenner, Waffeleisen, Toaster, Kaffeemaschine, Coffeeshaker, Pfannen- und Backofenspray benutzt zu haben!

Was das alles kostet? Ich möchte es hier nicht auflisten – schauen Sie auf eine amerikanische Website und klicken Sie sich durch den Kochspaß. Die Geschirrspülladung allmorgendlich nach dem Frühstück auch mit nur einem Gedeck, aber ansonsten überfüllt mit Küchenutensilien ist selbstverständlich!

Ich bin jedenfalls angekommen. Ich bin da, wo ich sein wollte – mitten in Manhattan! Morgens, wenn ich aufwache, höre ich gedämpften Autolärm, nach einiger Zeit fällt das aber gar nicht mehr auf. Die schrillen Sirenen der Feuerwehr sind jedoch selbst nach drei Jahren nicht zu verdrängen. Auch nachts schreckt man hoch, weil die Sirenen der übergroßen und mit acht Personen besetzten Feuerwehrautos laut hörbar in der Stadt herumbrausen. Ganz ehrlich, ich habe noch nie ein brennendes Haus in Manhattan gesehen; die Legitimation dieser Geräuschbelästigung bleibt mir bis heute ein Rätsel. Seit dem 11. September sind Feuerwehrleute aber fast heilig und werden mit äußerstem Respekt und Bewunderung angesehen. Äußern Sie hier nie ein Wort des Zweifels, das ist ein „No-go“! Als Europäer ist man allerdings von ihnen genervt, man denkt auch eher an alternde Männer, die sich in Freizeitgruppen einer freiwilligen Feuerwehr zusammenfinden und dreimal im Jahr grillen. In Amerika sind Feuerwehrleute im Ansehen fast Ärzten gleichgestellt – auch die Ausbildung und der Einsatz für Katastrophen, zum Beispiel bei Waldbränden, sind umfassender als in Deutschland.

Vor den Polizisten in den USA habe ich dagegen größte Hochachtung. In den USA wollte ich kein Polizist sein. Schwer bewaffnet, mit viel mehr Rechten ausgestattet als hier in Europa, machen diese Guys wirklich einen harten Job. Die Kriminalitätsrate in Manhattan ist in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen; Gesetze auf der einen Seite, gezielte Aktionen wie zum Beispiel das Schließen von Parkanlagen nachts oder Auflagen, die auch eingehalten werden, haben die Stadt „gesäubert“. Die Polizei, der mit äußerstem Respekt begegnet wird, setzt all diese Dinge knallhart durch.

Hundehaltung in Manhattan

Morgens sehe ich als erstes Mousha. Mousha ist ein Hund, kniegroß, beigebraun – eine Art Dogge, aber mit zu kurzen Füßen. Dafür überfettet und mit eingedrückter Nase, so dass sie schnieft und röchelt. Das Tier müsste mir eigentlich leidtun, Mousha ist aber einfach nur nervig und irgendwie störend, außerdem stinkt sie – gefühlsmäßig tut mir aber gut, dass

sie da ist, denn wenn ich in den nächsten Tagen unzufrieden bin, dann hasse ich nicht mich oder die Welt oder alle anderen – ich hasse Mousha, diesen Hund, der nachts schnarcht und röhelt aufgrund seiner überzüchteten Nase. Ich bitte Brian, sein Liebstes doch bitte mit in sein Schlafzimmer zu nehmen und die Tür zu schließen. Am Tag ist sie eingesperrt in der Küche und muss auf 2,5 qm ihr Dasein fristen. Sie legt sich selbst in einem Luxuskorbchen ab, bis das Herrchen nach Hause kommt und mit ihr Gassi geht. Aufgrund der kurzen Beine ist das Tier aber schon nach 15 Minuten wieder zurück. Völlig erschöpft und happy kriegt es etwas zu essen, um dann wieder wohlgefällig in der Ecke vor dem viel zu lauten Fernseher zu pennen.

Ihr Herrchen sagt, Mousha träumt von hübschen Kleidchen. Denn Mousha is a typical New-York dog. Samstags oder irgendwann am Wochenende, wenn Brian frei hat, dann geht man mit Mousha shoppen. Mousha muss dann mehr als 15 Minuten laufen. Dass sie dann kurz vor dem Herzinfarkt steht, interessiert keinen. Mousha hat Kleidchen und Hüte – sogar eine Sonnenbrille, die am Kopf festgeschnallt wird. Mousha wird passend zum Herrchen angezogen, und wenn man glaubt, dass dies eine Ausnahme sei, dann irrt man sich. Auf den Straßen Manhattans sieht man am Tag des öfteren so genannte „Dogwalker“ – das sind Personen, die in einer Area Hunde einsammeln, um sie auszuführen. Dann kommen einem fünf oder sechs verschiedene überzüchtete Hunde entgegen. Der Dogwalker führt sie aus, damit sie ihr Geschäft machen können. Auch Mousha wird am Tag von einem Girl ausgeführt, „oh, Europe is so cool“: Die Tür wird aufgeschlossen, Mousha angeleint und dann wie ein Stück Pelz zum Flur hinausgezerrt.

Brian meint, die Dogwalkerin ist Moushas beste Freundin, wenn man Mousha aber beobachtet, würde sie viel lieber noch mehr essen und sich weiter fettschlafen, anstatt nun auf den Bürgersteig hinaus zu müssen, um mit vier anderen Hunden im Kreis, also einmal um den Block zu gehen! Abends aber werden die Hunde von ihren Besitzern eingekleidet. Mal mit Rüschen, mal ein gepunktetes Outfit. Oft passt das Styling zum Frauchen oder Herrchen. Da es im Frühjahr sehr viel regnet, und zwar so, dass man es in Europa als Platzregen beschreiben würde, hat das Frauchen Gummischlappchen, Flipflops, an und der Hund dazu passend kleine Gummistiefel – hinten sogar mit Absatz, der Ergonomie angepasst, damit das Tier sich nicht die Haxen verrenkt. Das ist immer wieder ein Hingucker und ein Punkt auf der Liste „das muss ich meinen Freunden erzählen“ oder „bei Facebook posten“, den man sich vornimmt, nicht zu vergessen! Sich hierüber auf Facebook lustig zu machen ist aber ebenfalls ein „No-go“, denn Mousha hat natürlich auch ein Facebook-Profil – dafür wendet das Herrchen besonders viel Zeit auf! Mousha wird auch zum Zähneputzen gebracht – aber das erscheint angesichts ihrer Ernährung und ihres Gestanks auch angebracht. Wahrscheinlich müsste sie auch die Ami-typische Mundspülung mit Lysterine für 3,89 Dollar durchstehen, könnte sie denn gurgeln! Morgens will mich Mousha begrüßen. Dieses hässliche nasse Maul schnauft vor einem, und man wacht freiwillig auf, um diesem Tier bloß auszuweichen. Ansonsten verfare ich mit ihr wie mit Kindern: ignorieren. Das hat nur leider bei den Kindern wie beim Hund zur Folge, dass sie einen besonders interessant finden. Was das kostet?

Einen Hund erwirbt man wie einen Pulli. In den Tiergeschäften Manhattans sind hinter der Schaufensterscheibe Welpen, die im Papiergras herumtollen oder schlafen – so süß sind diese Puppies anzusehen! Sie kosten zwischen 600 und 2.400 Dollar. Sie sehen so nice und sweet aus, dass sie dort nicht lange herumspielen müssen. Irgendwie fragt man sich zwar, ob sie nicht für die Trennung von der Mutter noch viel zu jung sind – aber da sie in dem Alter am niedlichsten sind, ist diese Frage egal, ebenfalls ein „Nogo“. „This puppy needs a new mummy“, denken die Vorbeilafenden – warum nicht also mal einen Hund kaufen? Geht man in solch ein Geschäft hinein, sieht man rechts und links die Käfige mit den etwas größeren Hunden. Diese wurden schon zurückgebracht und spielen halt nicht mehr in der Auslage – denn genau wie einen Pulli oder eine Kitchen Aid kann ich natürlich auch einen Puppy umtauschen und bekomme mein Geld zurück. Mit dem Gang nach hinten wird der Tageslichtanteil geringer, und die Tiere werden älter – irgendwann verschwinden sie aus dem Geschäft. Dreimal umgetauscht kommt nicht mehr gut, und wo dann der inzwischen als „dog“ betitelte puppy landet, bleibt ungeklärt. Hunde wechseln mit den Lebensumständen.



Ein Hund kostet im Unterhalt:
Anschaffung ca. 1.000 \$
Dogwalker täglich 30-40 \$
Halsband (je nach Ausführung) 60-4.000 \$
wöchentliche Outfits ca. 200 \$

Hinzu kommt das Essen. Ich kann nur beim Beispiel von Mousha bleiben. Frisst sie nicht so viel wie gewohnt, wobei sie wie gesagt sowieso schon zu fett ist, dann deutet Brian das als: „Sie mag das Essen nicht“ – und schmeißt die Packung, die natürlich wesentlich größer ist als in Deutschland, so etwa Großmarkt-Gastronomie-Waschmittelgröße, in den Müll. Dann wird oft auch ein Dog Service angerufen, gerne auch nachts, der im Taxitempo eine andere Sorte oder Variante von Futter bringt. Das kostet dann so rund 60 Dollar, und Mousha kann umgehend weiterfressen. Der Hundezahnarzt kostet 80 Dollar, der Friseur 90 Dollar. Das Hippestes ist aber das Lackieren der Nägel. Das gibt's schon für 30 Dollar und sollte, wie bei Frauen, wöchentlich bis alle zehn Tage erneuert werden.

Abends geht dann ein New Yorker gerne auch mal in den Dogpark. Das ist eine Art Spielplatz – aber nur für Hunde. Eine Fläche, so groß wie ein halber Kinderspielplatz ist mit Hartgummi-Matten ausgelegt – es sind Hindernisse wie auf einer Skater-Fläche aufgebaut, und hier dürfen die Hunde dann mal ohne Leine herumlaufen. Bellen sie aber,

so lachen die Herrchen und Frauchen oder raten dem Besitzer, das Tier doch lieber umzutauschen. Der Besitzer schiebt das Bellen natürlich auf das Outfit des Tiers und sieht sich gezwungen, auf dem Rückweg schnell ein kleines Accessoire für sein Liebstes zu besorgen. Übrigens eignet sich der Dogpark auch zum Kennenlernen – so sieht man auch gleich, ob der Tier-Anhang sich versteht. Ein perfekter Anlass, vielleicht mal ein Date auszumachen! Aber dazu mehr in Kapitel 4.

Irgendwie scheinen die Hunde den New Yorkern allesamt als Spielwaren zu dienen – jede Rasse scheint durch einen Pinscher begattet worden zu sein. Alles, was man aus Europa an Hunden kennt, gibt's hier nur kleiner und flauschiger (was natürlich auch am Hunde-Curl-Shampoo liegen kann oder an der asymmetrischen Rasur, die die Zeichnung der Haare wuscheliger macht, so wie ein Stufenschnitt bei Frauen mehr Volumen bringt). Bemerkenswert sind auch die Inkontinenzmatten im Bad, die man in Europa nur aus Altersheimbetten kennt. Hier in New York sind die Hunde darauf abgerichtet, ähnlich wie Katzen auf diese Matte zu machen, falls das Gassigehen am Morgen, dann mit dem Dogwalker und noch einmal am Abend nicht ausreicht oder dieses ausfällt, weil das Herrchen oder Frauchen am Abend nochmal ein Dinner, ein Date hatte oder im Kino war. Sowieso sind die Hunde praktisch rund um die Uhr bis auf nachts, wenn die Besitzer schlafen, alleine. Kleine Wohnung, kleiner Hund ... passt also.

Roommates

Wenn man Gast in einer Wohnung ist, nimmt man Rücksicht – der Gastgeber muss zur Arbeit, da beobachtet man das Prozedere und bleibt auf dem Sofa liegen. Als Erstes kommt also morgens dieses Tier ans Sofa. Dann der Hausherr aus dem Schlafzimmer. „Good morning, Marco!“ Ich erwidere: „Good morning, Brian!“ Ungefragt antwortet er auf die imaginäre Frage, die ich meistens vergesse („how was your night?“): „Wonderful, I feel good and Mousha also, it's such a nice day!“ Ich bemerke zwar draußen vielleicht Regen und denke, dass er bei dem schnarchenden Hund kein Auge zugemacht haben kann – aber alles ist so nice.

Dann wird der Fernseher angemacht. Die schönsten Spots plärren einem entgegen auf diesem Billboard-TV, parallel hallt ein anderes Programm aus dem Bad und der Küche. In der Dusche wird das Wasser angestellt. „I like it steamy“, sagt Brian. Ein Ami stellt den Wasserhahn auf Heiß und lässt es laufen. Europäer würden das, was hier „heiß“ genannt wird, als „kochend“ bezeichnen. Steuerung der Heizungsanlage: Fehlanzeige – selbst wenn ich nachts von irgendwo heimkomme und duschen möchte, schießt das Wasser heiß aus der Leitung!

Der Wasserhahn läuft also morgens erst einmal schön for nothing, und nach dem Aufdrehen von Heiß geht man morgens erst einmal in die Küche und macht Kaffee. Natürlich die ganze Kanne voll. Eine ganze Kanne voller Kaffee aus frisch gemahlenden Bohnen wird zubereitet – egal, ob man alleine, zu zweit oder eine ganze Familie ist. Das ist eben so. Fragt man nach irgendeiner Verschwendung, erntet man ein: „Come on ... it's coffee!“